

Ich bin, wie ich mich darstelle

Porträts Mit dem Selfie hat das Porträt überwältigende Präsenz gewonnen. Doch was es zeigt, gehört seit Jahrhunderten zum Inventar menschlicher Ausdrucksbedürfnisse. Das zeigt eine Ausstellung im Rosgartenmuseum Konstanz.

Rolf App
rolf.app@tagblatt.ch

Besonders beliebt scheint der Ermatinger Fabrikant Louis Sauter nicht gewesen zu sein. Dem Porträtmaler Viktor Surbek nicht, der ihn in eher unsympathischer Pose ziemlich nachlässig auf die Leinwand gebannt hat. Und auch seiner Gemeinde nicht. Als 2007 das Inventar des 1997 verstorbenen Unternehmers versteigert wird, hat sie kein Interesse am Konterfei des Firmenpatriarchen und ehemaligen Gemeindevorstandes. Für nur gerade hundert Franken geht es ans Rosgartenmuseum Konstanz.

Dort hängt es zur Zeit dicht an dicht mit rund 150 anderen Porträts aus vier Jahrhunderten in der aktuellen Sommerausstellung «Charakterköpfe». Sie zeigt, wie Menschen sich quer durch die Zeiten in Szene gesetzt haben. Darin steckt ein Bedürfnis, das im Zeitalter des Selfies neue Möglichkeiten zu seiner Verwirklichung findet. «Emotionen werden ausgedrückt, Statussymbole – die Insignien der Macht in früheren Zeiten – sollen der Öffentlichkeit gezeigt werden, und millionenfach werden Porträts in die globale Netzwelt katapultiert, ausgetauscht und kopiert», beschreibt Lisa Foege in der Begleitpublikation die Gegenwart. «Sogenannte Instagram-Stars geben mit ihren Bildwelten die modischen Trends der Selfie-Porträts vor – ganz wie einst Franz Xaver Winterhalter.»

Königin Victoria trauert um ihren Porträtmaler

Der aus dem Schwarzwald stammende Franz Xaver Winterhalter ist im 19. Jahrhundert der Porträtmaler schlechthin und für Hochadel wie Grossbürgertum derart wichtig, dass die englische Königin Victoria 1873 bei seinem Ableben an ihre Tochter schreibt: «Dieser Tod ist schrecklich, nicht wieder gutzumachen.» Womit sie natürlich übertreibt. Doch immerhin, Winterhalter stellt die bis dahin gewohnte Hierarchie auf den Kopf: Nicht er wirbt um Kunden – seine bedeutenden oder wohlhabenden Kunden stehen bei ihm Schlange. Denn wer will sich nicht so schmeichelhaft ins Bild setzen lassen, wie Winterhalter es kann?



Familienporträt mit Hintersinn: die Paulys aus Kreuzlingen.



Prinz in Lebemann-Pose: Wilhelm von Schweden.



Nicht sehr sympathisch: der Fabrikant Louis Sauter.

Bilder: Rosgartenmuseum Konstanz

Dieses Schmeichelhafte nimmt in der Ausstellung im Rosgartenmuseum vielerlei Gestalt an, je nach dem Zweck, den die Abgebildeten verfolgen. Und, natürlich, auch je nach den Massstäben der Zeit. Die Bischöfe des 17. und 18. Jahrhunderts lassen sich noch in Herrscherpose malen, der deutsche Südwesten präsentiert sich in dieser Zeit als politisch und territorial zersplittertes Gebilde.

Ein Grossherzog, den Mantel lässig geöffnet

Mit Napoleons Siegen treten nach 1806 neue Herren auf in Gestalt der Herrscher Württembergs, Bayerns und Badens. Die württembergischen Könige machen Friedrichshafen zu ihrer Sommerresidenz. Grossherzog Friedrich I. von Baden will da nicht zu-

«Instagram-Stars geben die modischen Trends der Selfie-Porträts vor.»

Lisa Foege
Rosgartenmuseum Konstanz

rückstehen. Er verbringt die Sommer auf der Mainau, wo er 1907 auch stirbt. Die Ausstellung zeigt ihn in preussischer Generalsuniform, den Mantel lässig geöffnet. Die Zeit ist angebrochen, da auch die Herrscher Menschen werden. Anrührend schaut Königin Viktoria von Schweden aus dem schweren Rahmen, die im Ersten Weltkrieg in der Verwundetenbetreuung ihren Lebenssinn findet und 1928 die Mainau erbt.

Die Emanzipation wirft ihre Schatten voraus

Geradezu als Lebemann lässt sich Prinz Wilhelm im spätexpressionistischen Stil porträtieren, Viktorias Sohn, dessen Sohn Lennart 1932 die verwilderte Insel übernimmt. Der Schein trägt nicht: Wilhelm feiert ganz gern bei der Fasnacht mit. Und er

ist nicht eitel. Bo Beskow malt ihn mit dekorativ abstehenden Ohren. Nicht alle lassen so etwas mit sich machen. Und gerade in bürgerlichen Kreisen muss es auch nicht immer das Einzelporträt sein. Gern zeigt man sich hier im Kreise der Familie, mit den Besitztümern als einem neuen Statussymbol im Hintergrund. Um 1810 lässt sich zum Beispiel die Familie Pauly aus Kreuzlingen vor ihrem Anwesen malen. Die Frau zeigt mit einer Geste an, woher hier das Geld gekommen ist.

So wirft die Emanzipation ihre Schatten voraus. Eine andere, diesmal technisch bedingte Emanzipation ist nicht weit. In den 1830er-Jahren erfinden die Franzosen Daguerre und Niépce mit der Daguerrotypie die frühe Fotografie. «Von heute an ist die Malerei tot», soll der Pariser Ma-

ler Paul Delaroche voller düsterer Vorahnungen ausgerufen haben. Die ersten Fotografien faszinieren sofort – und ernüchtern auch. «Auf Fotografien sehe ich aus wie ein Frosch», stellt beispielsweise der Philosoph Arthur Schopenhauer fest. Und hat damit nicht unrecht.

Doch das gemalte Porträt verschwindet nicht. Die Malerei wird freier, was sich nicht zuletzt in den Selbstporträts der Maler selber zeigt. Der in St. Gallen unterrichtende Theo Glinz malt sich 1913 mit Malerkollegen und nacktem Modell. Der Pinsel in seiner Hand zeigt auf ihrem Körper dorthin, wohin sein sexuelles Besitzstreben geht.

Hinweis
Charakterköpfe, Rosgartenmuseum Konstanz, bis 30. Dezember

«Geboren an einem Tag, an dem Gott betrunken war»

Bregenzer Festspiele Mit der Tango-Oper «María de Buenos Aires» von Astor Piazzolla setzt Bregenz einen eigenen Akzent. Sie spielt musikalisch mit ganz unterschiedlichen Stilen und lebt stark von Christiane Boesigers Ausstrahlung und Stimme.

Als er schon 33 Jahre alt ist und ein bekannter Tangospieler, gewinnt Astor Piazzolla 1954 ein Stipendium für einen Kompositionskurs bei Nadia Boulanger. Er reist von Argentinien nach Paris und präsentiert der berühmten Lehrerin sein Werke – Stücke, in denen Einflüsse von Ravel, Stravinsky, Bartók und Hindemith spürbar waren. Sie vermisst eine eigene Handschrift und bittet ihn, am Klavier einen Tango zu spielen. Und erklärt ihm danach, dies sei der echte Piazzolla. Der aber hat sich geschämt, ihr zu gestehen, dass er Tangomusiker ist.

«Tangomusiker war ein schmutziges Wort in meiner Jugend. Es war die Unterwelt.»

Das Leben einer Unglücklichen

Aus dieser Unterwelt steigt María herauf, Hauptfigur einer Tango-Oper, die Piazzolla 1968 auf einen Text des Dichters Horacio Ferrer komponiert, und die am Samstagabend an den Bregenzer Festspielen in der Konzeption von Olivier Tambosi Premiere gehabt hat. Die Aufführung in der Werkstattbühne gehört zu jenen kleineren Veranstaltungen, die

neben der grossen Oper auf der Seebühne besondere Akzente setzen. «María de Buenos Aires» erzählt von einer Toten, die eines Tages wieder heraufsteigt und in dieser abtossend-schönen Stadt mit ihren abtossend-schönen Menschen herumgeht. María, «geboren an einem Tag, an dem Gott betrunken war», hat in ihrem Leben nicht viel Glück gehabt, und so besucht sie denn die Schattenräume der Stadt.

Musikalisch spannt Piazzolla einen weiten Bogen. Vom Jazz, den er in der Jugend in New York kennen gelernt hat, über die klas-



Mal traurig, mal rebellisch: Christiane Boesiger als María.

Bild: Bregenzer Festspiele

sische Musik bis zum argentinischen Tango. Plötzlich erklingt eine Fuge, dann ein Walzer, dann eine Toccatina. Und alles passt wunderbar ineinander.

Mal ist María traurig, mal rebelliert sie

Was vor allem ein Verdienst der Künstler ist, die sich auf der kleinen Bühne versammelt haben. Auf der einen Seite ist es das Ensemble Folksmilch: Christian Bakkani am Akkordeon, Klemens Bittmann an Violine und Mandoline, Eddie Luis am Kontrabass, der dann und wann mitsingt. Auf der

anderen Seite aber ist es María, die Frau mit Hut, Ledermantel und feuerrotem Kleid. Christiane Boesiger verkörpert sie souverän, mal ist ihre Stimme traurig, mal rebelliert sie. Der Rhythmus des Tango zieht sich als roter Faden durch. Ein Ausdruck jener Sehnsucht, die Astor Piazzolla bei seinem Vater kennen gelernt hat, der sich in New York jeden Abend Tangoplaten angehört und manchmal geweint hat. Da hatte der Sohn noch eher Bach im Kopf.

Rolf App
rolf.app@tagblatt.ch